

FINSTER

Das Hübsche an einer totalen Sonnenverfinsterung ist: Der Fachmann kann sie auf die Minute prophezeien, und der Laie, solcherweise gewitzt, kann Vorkehrungen treffen.

Telemann vermochte dem 15. Februar 1961 besonders wohlpräpariert entgegenzufiebern, weil er alte Schriften studiert und sämtliche darin enthaltenen Winke befolgt hatte. Zunächst einmal hatte er zwei Tage lang gefastet und sich darauf eingerichtet, auch am Tage der Düsternis weder zu essen noch zu trinken, noch Kräuterwerk aus dem Garten zu holen, „damit der Leib keine Alteration erfahre“. Denn eben dies heischte ein Dekret der fürstbischöflichen Regierung zu Eichstätt vom 12. Juli 1654.

Sodann machte er, auch hierin alten Forderungen entsprechend, eine fromme Stiftung, sprach seine Schuldner aller Verpflichtungen ledig und schwärzte eine Glasscheibe mit Kerzenruß an. Als das geschah war, nahm Telemann seinen Adalbert Stifter zur Hand und las vorfreudig nach, was dieser am 8. Juli 1842 notiert hatte:

„Alles wußte ich voraus, und zwar so gut, daß ich eine totale Sonnenfinsternis . . . so treu beschreiben zu können vermeinte, als hätte ich sie bereits gesehen. Aber da sie nun wirklich eintraf, da geschahen freilich ganz andere Dinge . . . Nie und nie in meinem ganzen Leben war ich . . . von Schauer und Erhabenheit so erschüttert wie in diesen zwei Minuten.“

Armer Adalbert Stifter! dachte Telemann am Aschermittwochmorgen, du könntest dich nur ein einziges Mal erschüttern lassen. Wir Enkel dagegen schauen das Wunder, dank „Eurovision“, in der Haute Provence, in Florenz, auf dem jugoslawischen Berge Jastrebac und vom Flugzeug aus. Morgens als Live-Übertragung, abends als Konserven-Souvenir.

Und richtig, von 8.20 Uhr an begannen die astronomischen Ereignisse sich zu überstürzen.

Zuerst gab Dr. Rudolf Kühn den aufgezeichneten Rat: „Versäumen Sie nicht, vor lauter Fernsendsendung auch selbst an den Himmel zu sehen“ — was Telemann flinkfüßig getan hätte, wenn sein Küchenbalkon nicht nach Norden läge.

Gleich darauf sahen er und 90 Millionen andere Europäer auf dunkler Bildscheibe: eine Sichel. Einmal war sie 15 Zentimeter lang, einmal bloß zehn Zentimeter; einmal stand sie am unteren Bildrand, das andere Mal mehr in der Mitte. Dazu der Kommentar des Astronomen Dr. Petri aus der Provence: „Man kann mit dem Auge direkt verfolgen, wie der Mond sich immer weiter vor den Rest der Sonnenscheibe schiebt.“

Oder, als aus der Sichel ein Ring geworden war: „Jetzt sehen Sie die wirklich total verfinsterte Sonne. Es ist ein wunderbares Bild, wie es nur ganz wenigen Menschen in dieser

Schönheit geboten wurde, und wir dürfen der Technik sehr dankbar sein.“ Und: „Ich darf Sie alle, meine lieben Zuschauer, beglückwünschen, daß Sie das Ereignis hier erleben können. Es ist ein außerordentlich packender Anblick.“

Wer weiß, mutmaßte Telemann, den nicht Schauer und Erhabenheit noch gar Dankbarkeit durchbeben wollten, vielleicht ist es das Geschehen am Rande, was eine Sonnenfinsternis so unvergeßlich macht. Etwa das Verhalten der Tiere oder jenes unheimliche Zwielficht, das nach dem Glauben der Alten den Zorn der Götter verkündet.

Indes, auch diese Fernseh-Hoffnung trog. Wohl gab es während der Übertragung Ochsen, Esel, Schafe und Hühner zu sehen. Wohl versicherte Dr. Kühn vom Jastrebac herab: „Sie sehen die Ochsen, die jetzt schon anfangen, sich hinzulegen. Ganz schläfrig sind auch die Hühner, die können es nicht verstehen, daß es plötzlich dunkel wird hier.“ Oder, nach der Finsternis: „Die Ochsen und der Esel, die werden wieder lebendig. Man sieht es richtig.“

Doch ungeachtet solcher Expertise konnte, wer seinen Augen zu trauen gewohnt ist, keine auch nur ähnlich geartete Wahrnehmung machen: Ochs und Esel überdauerten das Himmelsvorkommnis stehend, mit unbeteiligten Mienen; die jugoslawischen Hennen froren unbeirrt vor sich hin — nur aus der Provence hörte man einmal, als es dämmrig wurde, einen Hahn krähen. Und was das Zwielficht anbelangt, so konnte es schon deshalb kein Ereignis bilden, weil der Zuschauer diese Beleuchtungsart aus allzu vielen Fernsehspiel-Aufzeichnungen kennt.

„Wenn man als Astronom weiß, um was es sich handelt, ist man trotzdem immer wieder direkt erschüttert über diesen Anblick“, meinte Rudolf Kühn am Ende, von Stiftern Schauern ergriffen. Und: „Wenn die Sonne nur zwei Minuten nicht mehr an ihrem gewohnten Platz steht, dann drohen auch Menschen, die durchaus gebildet sind, psychisch umzufallen.“

Nun, Telemann, dessen Psyche während der TV-Finsternis bedauerlich lotrecht blieb, möchte die halbe Morgenstunde des 15. Februar dennoch nicht missen. Hat sie ihm doch zu einem bedeutsamen Entschluß verholfen.

Wenn „Eurovision“ die nächste totale Sonnenfinsternis überträgt, wird er mit rußgeschwärzter Scherbe ins Freie eilen. Nichts mehr wird ihn an diesem Tag im Sorgenstuhl halten, und wenn die Protuberanzen in buntesten Farben vom Breit-Schirm flammen. Denn: Wozu auch das Fernsehen gut und nützlich sein mag — was es uns an Erhabenem vermittelt, wird immer ein wenig lächerlich wirken. Auch im Jahre 1999.

Merke: „Was Sie jetzt sehen, ist einfach Dunkelheit“ (Finsternis-Kommentator Dr. Winfried Petri).

und Heinrich und Thomas Mann untersucht. Der Literat Marcuse erinnert sich gleich anderen Memoirenschreibern seiner Generation vorzugsweise an Berühmtheiten wie Bertolt Brecht und Ernst Rowohlt, der Emigrant Marcuse reibt sich an prominenten Halb- und Viertelnazis. Aber auch weniger namhafte, dem Autor näherstehende Personen werden mit Witz und Ordnungssinn als Zeiterscheinungen untergebracht. „Das Private hat eine ganz andere Eindringlichkeit als das Öffentliche“ — diese Ansicht Marcuses wird durch den Erfolg seines Buches bekräftigt. Es ist auf mehreren Bestseller-Listen zu finden. (Paul List Verlag, München; 392 Seiten; 18,80 Mark.)

Ernst Glaeser: „Glanz und Elend der Deutschen“. Der Wohlstand gleißt, das Seelenleben ist hohl, und die Sinnenslust schäumt. Die Männer grinsen wie Faune, und die Frauen beißen die Männer in die Nase. Danach „ergötzen“ sie sich aneinander. Derart zügellos geht es in dem Roman-Spätling des einst renommierten „Jahrgang 1902“-Autors zu. Glaeser, Jahrgang 1902, malt ebenso schwungvoll wie kunstlos und unter Verwendung fast aller einschlägigen Schablonen ein Fresko des Wirtschaftswunder-



Glaeser

Deutschlands aus der Sicht eines Möchtegern - Savonarolas. Unzüchtige Feten, scheinheilige Kulturkongresse und politische Intrigen beherrschen das schweigerisch kolorierte Bild. Alte Nazis und neue Opportunisten schmieden ein schnödes Komplott, um einen Edelmenschen zu verleumden, der — 1933 emigriert, 1939 remigriert — auffallende Ähnlichkeit mit dem Autor besitzt. Der E- und Remigrant, feinsinnige Architekt und Auch-Autor Ferdinand von Simmern, der die Stadt Dreimünster neu gestalten soll, wird von seinen korrupten Widersachern mit einem Liebestrank gedopt. Ferdinands „braunbrüstige“ Frau Barbara aber erschießt den großindustriellen Oberschurken Imhof, „als er wieder gierig nach ihr griff“. Glaesers Edelschmöker gipfelt in Sentenzen wie: „Sie (die Deutschen) sind niemals mit sich fertig geworden. Aber das macht sie auch so erregend.“ (Verlag Kurt Desch, München; 432 Seiten; 16,80 Mark)

Hans Lebert: „Die Wolfshaut“. Der 41jährige Österreicher, dem seine lyrische und dramatische Produktion zwei Förderungspreise für Literatur eintrug, schildert in seinem ersten Roman zunächst geheimnisvoll den Gegenwartsbetrieb in einem österreichischen Dorf mit dem symbolischen Namen Schweigen, dessen stumpfe Einwohner durch rätselhafte Unfälle und Morde kaum aus ihrer Lethargie erwachen. Erst in der zweiten Hälfte des Buches läßt der Verfasser überraschend erkennen, daß es ihm auf eine zornige Bewältigung der Vergangenheit ankommt: Sein eigenbrötlerischer Held entdeckt in einem Gartenzwerge liebenden und wieder in der Politik geschäftigen Ex-Ortsgruppenleiter den gesuchten Mörder. Der ertappte Verbrecher, der in den letzten Kriegstagen Fremdarbeiter er-

schießen ließ und nun seine Mitwisser zu beseitigen sucht, entzieht sich jedoch der Strafverfolgung durch Flucht in die Abgeordneten-Immunität. Der vom Verlag als „einer der begabtesten und versicherungsvollsten jüngeren österreichischen Schriftsteller“ deklarierte Autor dieser so unglaublich wie rechtlich unmöglichen Konstruktion charakterisiert seine Figuren vornehmlich durch die unterschiedliche Penetranz ihres Körpergeruchs, äußert ohne Unterlaß Zweifel am Vollzug der Gerechtigkeit und läßt seinen Helden resümieren: „Nur fort aus der sogenannten Heimat!! Was habe ich hier noch verloren?!“ (Claassen Verlag, Hamburg; 448 Seiten; 19,80 Mark.)

RAUMFAHRT

VENUS-RAKETE

Planet im Nebel

Wo endet die Phantasie und wo beginnt die Wirklichkeit?“, fragten 1959 im Prolog zu einer Studie über „Die nächsten zehn Jahre im Weltraum“ die Experten eines Sonderausschusses im US-Senat. „Des Menschen uralter Traum richtet sich nicht nur darauf, einmal zum Mond zu reisen. Die Planeten, besonders Mars und Venus, üben eine vielleicht noch viel stärkere Anziehungskraft auf ihn aus.“

Vergangene Woche erwies sich, daß die Grenze zwischen Phantasie und Wirklichkeit sich in der anbrechenden Raum-Ara schneller verwischt, als die unbekümmertsten Propheten voraussagten. Es war Wirklichkeit: Auf einer elliptischen Bahn raste mit einer Geschwindigkeit von vier Kilometern je Sekunde eine sowjetische Rakete in Richtung auf ein Ziel, das zum Zeitpunkt des Starts 88 Millionen Kilometer entfernt war. „... und denkt euch nur, direkt zur Venus ist unser Gesandter, die Rakete, unterwegs“, dichtete in der „Prawda“ der Partei-Poet Marschak.

Die Sowjetrakete war am vorletzten Sonntag nach demselben Prinzip gestartet, das Wernher von Braun schon vor neun Jahren propagiert hatte. Was noch 1952 als Ausgeburt Braunschauer Träumereien abgetan wurde, vollzog sich am Sonntag mit der Sekundenbruchteil-Präzision modernster Steuerungstechnik. Von einem „um den Erdball wirbelnden Raumschiff löste sich, durch ausströmende Gasmoleküle vorangetrieben, die Venus-Rakete — „in guter Übereinstimmung mit den Daten der (Flugbahn-)Vorausberechnung“, berichtete der sowjetische Sputnik-Zar Leonid Sedow.

Welche Präzision die sowjetischen Steuerungs-Experten beim Start der Venus-Rakete gewährleisten mußten, wollten sie ihr Projektil auch nur in die nähere Umgebung ihres kosmischen Ziels lenken, erhellt aus einer Untersuchung, die amerikanische Techniker über die erforderliche Zielgenauigkeit von Raketen-Schüssen angestellt haben. Danach bedeutet ein Fehler von 30 Zentimetern pro Sekunde in der Endgeschwindigkeit der Rakete, daß das Projektil bei einem Schuß zum Mond das Ziel um 160 Kilometer verfehlt, bei einem Schuß zur Venus aber gar um fast 40 000 Kilometer an dem Planeten vorbeirast.

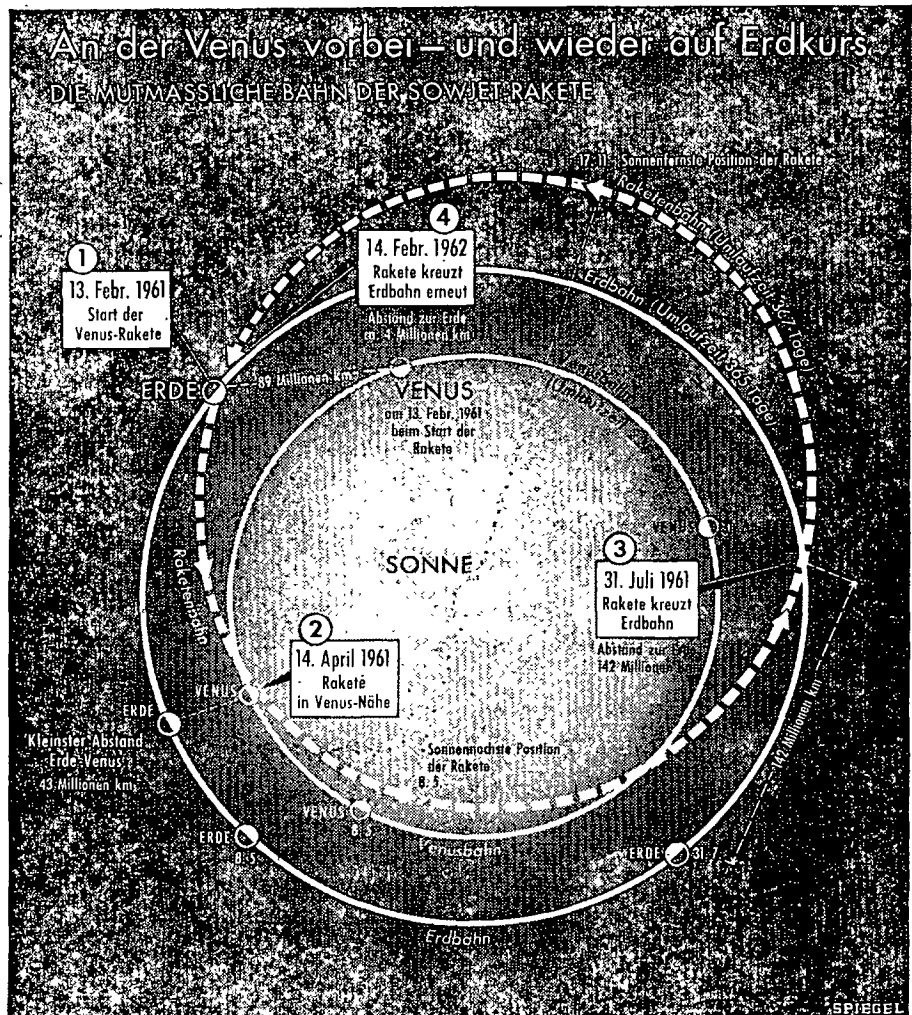
Mehr als andere Raketen-Taten zuvor stimulierte der Venus-Schuß die terrestrische Phantasie. Denn die Venus

— obgleich nach Sonne und Mond das hellste Gestirn — gilt als der geheimnisvollste Planet des Sonnensystems. In seiner Studie fragte sich der Sonderausschuß des US-Senats: „Welche Geheimnisse liegen hinter den wirbelnden Wolken der Venus? Verdecken sie ein üppiges tropisches Klima... Oder riesige Meere? Oder eine von Staub-Stürmen gepeitschte Wüste?“

Der erste Gelehrte, der die Venus durch ein Instrument moderner For-

versperrt den Blick auf die Oberfläche des Nachbarplaneten, der nur wenig kleiner und leichter als die Erde ist. Da er auch eine ähnliche chemische Zusammensetzung hat wie die Erdkugel, wird er gemeinhin als „Zwillingschwester der Erde“ bezeichnet. Nach der Ansicht vieler Himmelsforscher ist dieses Etikett jedoch irreführend.

„Die Wolken der Venus sind völlig verschieden von denen der irdischen Atmosphäre“, konstatierte der einstige



schung betrachtete, war Galileo Galilei. Als er 1610 ein primitives, handgebautes Fernrohr auf die Venus richtete, erblickte er den Planeten als langgestreckte Sichel, die sich im Laufe der Tage veränderte. Nach der Gepflogenheit der Gelehrten seiner Zeit veröffentlichte er die Entdeckung der Venus-Phasen (die wie beim Mond von der Stellung des Gestirns zur Sonne herrühren) in einem lateinischen Anagramm. Die Auflösung des Buchstabenrätsels lautete: „Die Mutter der Liebe imitiert die Phasen des Mondes.“

In dieser poetischen Feststellung erschöpfte sich für lange Zeit das Wissen über die Nachbarwelt. Obgleich kein anderer Himmelskörper der Erde so nahe kommt — abgesehen vom Mond und gelegentlich einem Kometen oder Asteroiden — und die Venus in ihrer hellsten Phase mit dem bloßen Auge sogar zur Mittagzeit zu sehen ist, war es den Astronomen nicht möglich, die Geheimnisse der Venus zu enthüllen.

Ein lückenloser Wolkenschleier, der das Sonnenlicht gleißend reflektiert,

englische Hof-Astronom Sir Spencer Jones. „Sie können nicht aus Wassertropfen oder Eiskristallen bestehen. Die Oberfläche der Venus ist eine komplette Wüste. Es kann keine Ozeane, Seen oder Flüsse geben.“ Sir Spencer ist überzeugt, daß Stürme „von größerer Heftigkeit, als wir sie jemals auf der Erde erlebten“, riesige Staubwolken von der trostlosen Wüstenoberfläche in große Höhen der Venus-Atmosphäre peitschen.

Zu einer entgegengesetzten Ansicht sind die beiden Harvard-Astronomen Professor Fred Whipple und Professor Donald Menzel gekommen. Sie glauben, daß die Oberfläche der Venus einer totalen Wasserwüste gleiche, einem Ozean ohne Insel und Kontinent. Der englische Himmelsforscher Professor Fred Hoyle wiederum suchte seine Kollegen durch eine Kette plausibler Indizien davon zu überzeugen, daß die Venus-Meere aus einer Flüssigkeit bestünden, die reinem Erdöl entspreche.

Indes, die gesicherte Kenntnis der Astronomen über Venus-Wolken,